

»Vielleicht gibt es noch weitere Überlebende?«, sage ich, jetzt lauter. »Vielleicht verstecken sie sich irgendwo?«

»Unwahrscheinlich.«

»Aber es könnte doch sein, oder?«, frage ich drängend. »Wenn auch nur die geringste Chance besteht –«

Warner seufzt. Reibt sich den Hinterkopf. »Wenn du die Verwüstung gesehen hättest, würdest du so was nicht sagen. Hoffnung wird dir das Herz nur aufs Neue brechen.«

Meine Knie geben nach.

Ich atme zu schnell, und mit zitternden Händen halte ich mich am Bettgestell fest. Nichts weiß ich mehr. Ich weiß nicht genau, was mit Omega Point geschehen ist. Ich weiß nicht, wo das Kapitol ist und wie ich dorthin kommen könnte. Ich weiß nicht einmal, ob ich noch beizeiten zu Tana und Randa gelangen würde. Doch die plötzliche, vielleicht sinnlose Hoffnung, dass weitere Freunde überlebt haben, kann ich nicht aufgeben.

Weil meine Freunde stärker sind als diese Katastrophe – und klüger.

»Sie waren schon seit so langer Zeit auf Krieg vorbereitet«, höre ich mich sagen. »Sie müssen irgendeinen Notplan gehabt haben. Ein Versteck –«

»Juliette –«

»Ach, verflucht, Warner! Ich muss es versuchen. Du musst mir erlauben, nach ihnen zu suchen.«

»Das ist nicht gut.« Warner sieht mich nicht an. »Es ist gefährlich für dich zu glauben, dass jemand von ihnen überlebt haben könnte.«

Ich starre auf sein klares, markantes Profil.

Er betrachtet seine Hände.

»Bitte«, flüstere ich.

Er seufzt. »Ich muss in den nächsten Tagen die Siedlungen aufsuchen, um mir einen Eindruck von den Wiederaufbauprozessen zu verschaffen.« Seine Stimme klingt angespannt. »Wir haben viele Zivilisten verloren. Zu viele. Die Überlebenden sind natürlich traumatisiert und entmutigt, genau wie es mein Vater bezweckt hat. Sie haben jegliche Hoffnung auf Rebellion aufgegeben.«

Er holt tief Luft.

»Und jetzt muss die Ordnung so schnell wie möglich wiederhergestellt werden«, fährt er fort. »Die Leichen werden eingesammelt und verbrannt. Die zerstörten Siedlungsbauten werden ersetzt. Die Bürger werden gezwungen, wieder zur Arbeit zu gehen, Waisen werden anderswo untergebracht und die restlichen Kinder

angehalten, wieder ihre Schulen zu besuchen. Das Reestablishment«, endet er, »gewährt den Menschen keine Zeit für Trauer.«

Ein schweres Schweigen lastet im Raum.

»Während ich die Siedlungen inspiziere«, sagt Warner, »kann ich es einrichten, dich nach Omega Point zu bringen. Ich kann dir zeigen, was geschehen ist. Und dann, wenn du es mit eigenen Augen gesehen hast, musst du dich entscheiden.«

»Was soll ich entscheiden?«

»Was du als Nächstes tun willst. Du kannst bei mir bleiben«, er zögert, »oder, falls dir das lieber ist, könnte ich dafür sorgen, dass du irgendwo unbemerkt in einer Sperrzone leben kannst. Doch das wird ein einsames Dasein werden«, fügt er hinzu. »Man darf dich ja niemals entdecken.«

»Oh.«

Wir bleiben beide stumm.

»Ja«, sagt er.

Wieder Schweigen.

»Oder«, sage ich, »ich verschwinde von hier, suche deinen Vater auf, bringe ihn um und muss dann eben im Alleingang mit den Folgen zurechtkommen.«

Warner versucht ein Lächeln zu unterdrücken, scheitert jedoch.

Er blickt zu Boden und lacht ein wenig in sich hinein, bevor er aufschaut und mich kopfschüttelnd ansieht.

»Was ist so witzig?«

»Mein liebes Mädchen.«

»Was?«

»Auf diesen Moment warte ich schon so lange.«

»Was meinst du damit?«

»Endlich bist du bereit«, antwortet er. »Endlich bist du bereit zu kämpfen.«

Die Erkenntnis trifft mich wie ein Schlag. »Natürlich bin ich bereit.«

Im selben Moment werde ich von Erinnerungen an den Kampf durchflutet, an die Angst, erschossen zu werden. Ich habe meine Freunde, meine Überzeugung, meine Entschiedenheit, etwas zu verändern, nicht vergessen. Meinen Willen, wirklich etwas zu bewegen. Zu kämpfen, ohne das geringste Zögern. Was auch geschieht – und was ich auch entdecken werde –, es gibt kein Zurück mehr für mich. Ich habe keine Alternativen.

Das habe ich nicht vergessen. »Ich schlage mich durch oder sterbe.«

Warner lacht laut, sieht aber aus, als sei er den Tränen nahe.

»Ich *werde* deinen Vater töten«, bekräftige ich, »und ich *werde* das Reestablishment zerstören.«

Warner lächelt immer noch.

»Ich werde es tun.«

»Ich weiß«, sagt er.

»Wieso lachst du mich dann aus?«

»Das tue ich nicht«, sagt er leise. »Ich frage mich nur, ob du mich dabei an deiner Seite haben möchtest.«

# 4

»Was?« Ich blinzele ungläubig.

»Ich habe dir immer schon gesagt, dass wir ein exzellentes Team abgeben würden. Ich habe immer schon gesagt, dass ich warte, bis du bereit bist – bis du deine Wut, deine Kraft erkennst. Darauf warte ich seit dem Tag, als ich dich kennenlernte.«

»Aber du wolltest mich für das Reestablishment benutzen – du wolltest, dass ich unschuldige Menschen foltere –«

»Das stimmt nicht.«

»Was? Wovon redest du? Du hast mir doch selbst gesagt –«

»Ich habe gelogen.« Er zuckt die Achseln.

Mir bleibt der Mund offen stehen.

»Es gibt drei Dinge, die du über mich wissen musst, Süße.« Warner macht einen Schritt auf mich zu. »Erstens: Ich hasse meinen Vater mehr, als du jemals auch nur annähernd verstehen könntest.« Er räuspert sich. »Zweitens: Ich bin ein sträflich selbstsüchtiger Mensch, der in fast jeder Situation nur nach seinen eigenen Interessen handelt. Und drittens:« Er blickt zu Boden. Lacht leise. »Hatte ich niemals die Absicht, dich als Waffe zu benutzen.«

Es hat mir die Sprache verschlagen.

Ich taumle rücklings zum Bett, sacke darauf.

Wie betäubt.

»Das war ein ausgeklügelter Plan, den ich nur meines Vaters wegen ersonnen habe«, erklärt Warner. »Ich musste ihn davon überzeugen, dass es eine gute Idee wäre, in jemanden wie dich zu investieren. Dass wir dich zu militärischen Zwecken einsetzen könnten. Und offen gestanden habe ich immer noch keine Ahnung, wie es mir gelungen ist, ihn davon zu überzeugen. Es ist eine vollkommen absurde Idee, so viel Zeit, Geld und Energie aufzuwenden, um ein mutmaßlich psychotisches Mädchen zum Folterwerkzeug zu machen.« Er schüttelt den Kopf. »Ich wusste von Anfang an, dass es ein aussichtsloses Unterfangen sein würde, totale Zeitvergeudung. Es gibt weitaus effektivere Methoden, widerspenstigen Menschen Informationen zu entlocken.«

»Aber – aber was wolltest du dann von mir?«

Sein Blick ist erschütternd aufrichtig. »Ich wollte dich studieren.«

»Was?«, keuche ich.

Er wendet sich ab. »Wusstest du«, sagt er so leise, dass ich ihn kaum verstehen kann, »dass meine Mutter in diesem Haus lebt?« Er schaut zur Tür. »In dem Haus, in das mein Vater dich gebracht hat. In dem er auf dich geschossen hat. Sie war dort in ihrem Zimmer. Auf demselben Flur, auf dem auch du untergebracht wurdest.«

Als ich stumm bleibe, wendet sich Warner mir wieder zu.

»Ja«, flüstere ich. »Dein Vater hat sie erwähnt.«

»Wirklich?« Entsetzen flackert kurz in seinen Augen auf, aber er hat sich schnell wieder im Griff. »Und was?«, fragt er, bemüht ruhig, »hat er über sie gesagt?«

»Dass sie krank ist«, sage ich und hasse mich selbst, als ich sehe, wie Warner zusammenzuckt. »Dass er sie dort untergebracht hat, weil sie in den Siedlungen nicht leben kann.«

Warner lehnt sich an die Wand, als bräuchte er sie als Stütze, und holt tief Luft. »Ja«, sagt er schließlich. »Das stimmt. Sie ist krank. Es begann ganz plötzlich.« Er blickt auf einen Punkt in weiter Ferne. »Als ich klein war«, spricht er weiter und dreht unentwegt den Jadering an seinem Finger, »schien sie mir ganz normal. Doch dann, eines Tages ... brach sie plötzlich zusammen. Jahrelang habe ich versucht bei meinem Vater durchzusetzen, dass sie Hilfe bekommt, aber er wollte sich nie darum kümmern. Schließlich habe ich mich im Alleingang um eine Behandlung für sie bemüht, aber wen ich auch aufsuchte – kein Arzt konnte ihr helfen. Keiner«, er atmet mühsam ein, »konnte herausfinden, was ihr fehlt. Sie lebt in einem Zustand ständiger Qual. Und ich war immer zu selbstüchtig, sie sterben zu lassen.«

Er schaut auf.

»Dann hörte ich von dir. Gerüchte über dich. Und schöpfte zum ersten Mal Hoffnung. Ich wollte dich kennenlernen, wollte dich erforschen. Dich verstehen. Denn du schienst der einzige Mensch zu sein, der mir Aufschluss geben konnte über den Zustand meiner Mutter. Ich war vollkommen verzweifelt«, fügt er hinzu. »Ich war bereit, mich auf alles einzulassen.«

»Wie meinst du das?«, frage ich. »Wie sollte jemand wie ich deiner Mutter helfen können?«

Seine Augen, fahl vor Schmerz, suchen meine. »Weil du, Süße, niemanden berühren kannst. Und sie«, sagt er, »kann nicht berührt werden.«